

MdbK [hubs]

Skizzen zu Inklusion

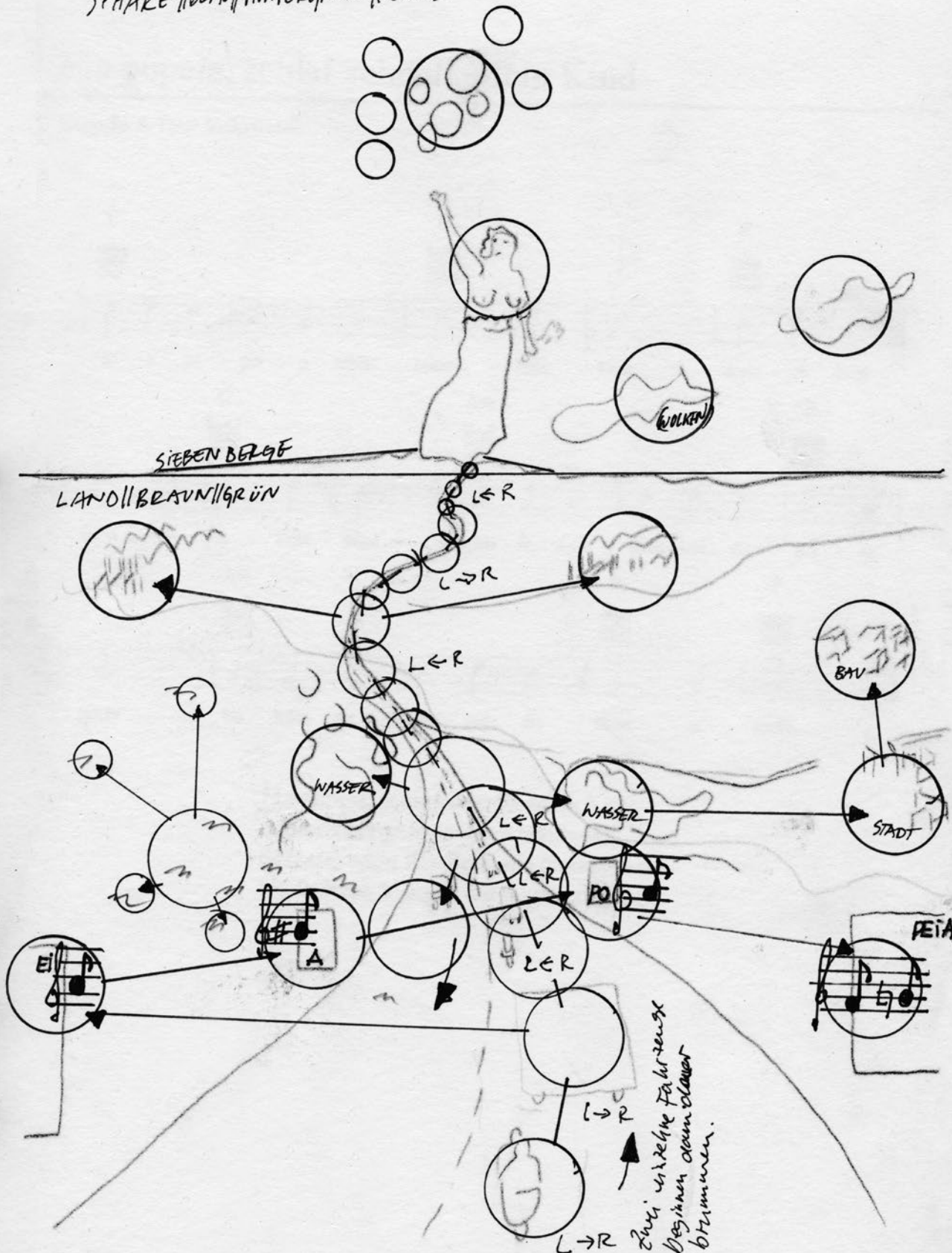
Notes on Inclusion



↑

Videostill, *Das Museum der blendenden Künste*, Dirk Sorge, 2020

SPHÄRE // BLAU // HINTERGRUND // BLEIBT ÜBRIG



↑
Partitur-Skizze für Soundscape zu *Hinter den sieben Bergen* von Wolfgang Matheuer,
Zeichnung & Scan: Anna Schimkat, 2021

MdbK [hubs]

Vermittlungsstationen zum Hören, zum Tasten, zum Sehen

Die MdbK [hubs] bieten Reliefs zum Tasten, Audiodeskriptionen sowie Texte in Leichter Sprache, Englisch und Videos in Deutscher Gebärdensprache vermitteln weitere Informationen.

MdbK [hubs] vermitteln folgende Kunstwerke:

Allegorie der Erlösung, 1557
Lucas Cranach der Jüngere

Stilleben mit Blumen und Früchten, 1707
Rachel Ruysch

Schmadribachfall im Lauterbrunner Tal, 1811
Joseph Anton Koch

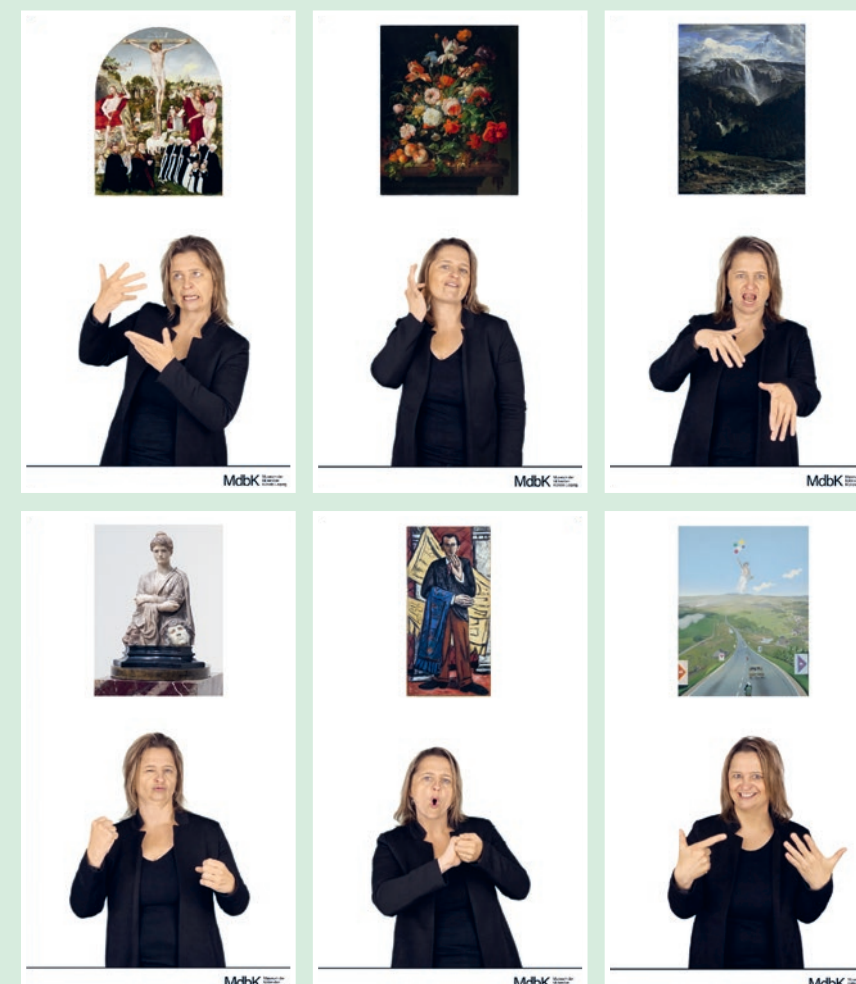
Die neue Salome, 1893
Max Klinger

Bildnis eines Teppichhändlers, 1946
Max Beckmann

Hinter den sieben Bergen, 1973
Wolfgang Mattheuer

Aufbau MdbK [hubs]:

- ① Halterung für Langstöcke (nicht im Bild)
- ② Unterfahrbare Tischkonstruktion
- ③ Kopfhörer mit Auto-Startfunktion:
 - Audiodeskription zu Werk und Tisch
 - Soundscape
- ④ Werkinformationen und Kopfhörersymbol in Punktschrift
- ⑤ Tastrelief und visuelle Reproduktion des Werks
- ⑥ Kurztext / Einführung in Schwarzschrift DE+EN
- ⑦ Grafische Tastdetails mit Musterzuordnung und taktiler Legende
- ⑧ QR-Code mit weiterführenden Inhalten:
 - Audiospur in einfacher Sprache DE+EN
 - Audiospur in Leichte Sprache DE
 - Video in Deutscher Gebärdensprache
- ⑨ Verhältnisgrafik im Profildruck: Werk - Betrachter*in



↑
MdbK [hub] Funktionen der sechs Vermittlungstische, Foto: Katrina Blach 2022

←
Stills der Gebärdenvideos, abrufbar über die QR-Codes auf den MdbK [hubs]

Inhalt

Achtsamkeitsübung 02–04

Wahrnehmen 05
Vorwort

Vom Projekt zur Haltung – Ein Praxisbericht 06–12
über Inklusion und Teilhabe im MdbK
Projektbeschreibung

Wie funktioniert Diversität in der Vermittlung? 13
Intro Interviews

»... aber bitte freundlich. Nicht mit so einer 14–18
grimmigen Miene.«
Interview *Hören*

»Dass man versteht, um was es geht.« 19–23
Interview *Verstehen*

»Man sollte die Zielgruppe schon früher 24–28
miteinbeziehen ...«
Interview *Sehen*

Museum der blendenden Künste 29–33
Essay

Impressum 34

Hallo,

ich bin Jutta und ich möchte mit euch heute eine kleine Erwärmung machen.

Jede*r sucht sich im Raum einen Platz, wo er oder sie anfangen will.

Dann macht ihr es euch ganz bequem, im Rolli oder auf dem Boden, schließt die Augen und achtet auf eure Atemzüge.

Ganz in Ruhe
auf die einzelnen Körperteile konzentrieren.

Auf den Kopf, jetzt die rechte Schulter, rechter Arm, rechte Hand, die rechten Finger, jetzt die linke Schulter, linker Arm, linke Hand, die linken Finger, nun der rechte Oberschenkel, rechtes Knie, rechter Unterschenkel, rechter Fuß, die rechten Zehen, dann der linke Oberschenkel, linkes Knie, linker Unterschenkel, linker Fuß, die linken Zehen ...

Ich bedanke mich für eure Aufmerksamkeit.

Die Achtsamkeitsübung ist im Rahmen des Aktionstags *Körperwissen. Selbstbefragung in der kulturellen Bildung* entstanden.
Siehe dazu S.17.

Jutta Tille, Polymora Inc.



↑
Videostills, *Achtsamkeitsübung*,
Polymora Inc., Video: Daniel Remler, 2020.
Die Leerstelle der fehlenden Skulptur
Beethoven von Max Klinger wird durch
die Performer*innen eingenommen.

Wahrnehmen

Museen *bewahren* Objekte und machen sie nutzbar für unsere gemeinsame Erfahrung von Wahrhaftigkeit. Dieses *wahr nehmen* wiederum produziert Bindungen: zu Orten, zu Dingen, besonders aber zu anderen Menschen. Vor diesem Hintergrund haben Museen große gesellschaftliche Chancen und Aufgaben: Sie müssen als Orte des Wahrnehmens, wo immer möglich, auch Gleichstellung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen. Im Museum des 21. Jahrhunderts meint *be-wahren* somit etwas Aktivierendes, nämlich jene Wahrnehmungsmöglichkeiten zu generieren.

Wahrnehmungsmöglichkeiten, genau das ist das Angebot der MdbK [hubs], deren Genese und Realisierung wir mit dieser Publikation vorstellen. Als Einzelprojekt entstanden, erwiesen sie sich schnell als sehr anschlussfähig an andere Veränderungsprozesse in unserem Haus. So haben wir in den vergangenen Monaten grundsätzlich über das Präsentieren und Deuten unserer Sammlungen nachgedacht.

In diesem Kontext entstand aus dem Projekt der Hubs eine Haltung, die wir schließlich auch im Leitbild unseres Hauses reflektieren.

Für das außerordentliche Engagement bei der konzeptuellen Erarbeitung und Realisierung der MdbK [hubs] danke ich, stellvertretend für das große Team an internen wie externen Akteur*innen, Carolin Rothmund, Katrina Blach und Christopher Utpadel. Sie haben das Vorhaben am MdbK mit Enthusiasmus und Energie vorangetrieben und zu diesem ästhetisch höchst ansprechenden Abschluss gebracht.

Wir freuen uns sehr, dass wir bei der Umsetzung auf öffentliche Unterstützung zählen konnten – eine schöne Anerkennung unserer Arbeit. Dafür bin ich der Sächsischen Landesstelle für Museumswesen, ihrer Direktorin Katja Mieth und ihren Mitarbeiterinnen Ulrike Modersohn-Josch sowie Julia Trillhof zu großem Dank verpflichtet. Ebenso gilt mein herzlicher Dank der Landesdirektion Sachsen (Förderrichtlinie Teilhabe), namentlich Hendrik Adolf und Sonja Kehrer.

Wir als MdbK würden uns sehr freuen, wenn durch die Hubs ein neues Wahrnehmen der Sammlungen sowie ein erweiterter Austausch untereinander ermöglicht wird.

Viel Freude bei der Lektüre!

Dr. Stefan Weppelmann
Direktor, Museum der bildenden Künste Leipzig

Vom Projekt zur Haltung

Ein Praxisbericht über Inklusion und Teilhabe im MdbK

Wie können wir die Kunst im MdbK für Menschen, die be_hindert werden¹, zugänglicher machen?

Geleitet von dieser Frage haben wir im MdbK ab Ende 2019 die Strukturen des Museums sowie Fördermöglichkeiten analysiert und im Team entsprechende Ansatzpunkte entwickelt.²

Mit den MdbK [hubs]³ haben wir ein permanentes Angebot zu Kunstwerken der Sammlung entwickelt, das – im *Universal Design* gestaltet – möglichst viele verschiedene Zugänge für diverse Interessengruppen bietet.

Die Hubs bestehen aus unterfahrbaren, pultartigen Tischen mit einem Tastrelief zum entsprechenden Kunstwerk und einer Audio-deskription, einem kurzen einführenden Text in Deutsch und Englisch sowie einem QR-Code. Über diesen erhält der Besuchende weiterführende Informationen in einfacher und Leichter Sprache, auf Englisch sowie in Deutscher Gebärdensprache. Die Inhalte können jederzeit um weitere Perspektiven aus der Wissenschaft, aus Vermittlungsformaten etc. erweitert werden. Zur Entwicklung der Hubs haben wir einen Beirat gegründet, in dem Menschen mit Behinderungen vertreten waren. Gemeinsam mit ihnen und anderen Interessengruppen⁴, mit Tactile Studio (Agentur für inklusives Design) und dem Museumsteam⁵ haben wir die Vermittlungsstationen konzipiert, Prototypen mit einer Prüfgruppe getestet und realisiert. Insgesamt wurden zu sechs Kunstwerken der Sammlung im Ausstellungsbereich Stationen entwickelt, zudem ein weiterer Hub mit einem Architekturmodell und einem Lageplan des Erdgeschosses zur Orientierung im Eingangsbereich.⁶

Die Nutzung der Vermittlungsstationen ist unabhängig von zeitlich bestimmten Vermittlungsformaten, sodass die Rahmenbedingung für eine selbstbestimmte Auseinandersetzung mit Kunst gegeben ist.⁷ Im Fokus steht nicht ein spezifisches Angebot, das extra für Menschen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen geschaffen wurde, sondern Zugangsmöglichkeiten für Menschen mit verschiedenen Bedürfnissen ermöglicht.⁸

Das wird etwa bei dem Gemälde *Allegorie der Erlösung* (1557) von Lucas Cranach d. J. deutlich. Hier werden auf dem Hub die dargestellten Personengruppen erläutert, was sich sonst nur Personen mit einem Vorwissen etwa aus der Kunstgeschichte oder Theologie erklärt.

Die Werkauswahl wurde mit Kolleg*innen aus den Bereichen Sammlung⁹, Restaurierung¹⁰, Diversität¹¹ und Vermittlung verhandelt – ein Entscheidungsprozess, der sich aufgrund unterschiedlicher Ansprüche wie Epochen- und Genrevielfalt, diskriminierungskritische Haltung sowie dem Umstand der limitierten Werkanzahl von nur sechs Kunstwerken als nicht einfach darstellte.¹² Wichtig war, dass mindestens eine Künstlerin vertreten ist und wir keine Werke auswählen, die exotisierende oder diskriminierende Vorstellungen reproduzieren. Auch die Art der Repräsentation von Frauen wurde diskutiert, wobei wir uns einig waren, dass keine weibliche Aktdarstellung dabei sein sollte.¹³

Nichts über uns ohne uns

Dieser Slogan hat seine Wurzeln in der internationalen Behindertenrechtsbewegung der 1980er-Jahre und ist heute als Grundsatz in der UN-Behindertenrechtskonvention verankert. Als Haltung ist er fester Bestandteil unserer Projektkonzeption: Der von uns gegründete Beirat¹⁴ setzte sich aus Menschen mit unterschiedlichen Expertisen zusammen. Die Vergütung der Beiratstätigkeit orientierte sich an den durchschnittlichen Honorarsätzen von Freischaffenden.

Durch den Austausch mit dem Beirat wurde das Museumsteam für unterschiedliche Zugänge und vorhandene Ausschlüsse sensibilisiert, aber auch auf bisher vernachlässigte Themen und Fragestellungen der Kunstwerke hingewiesen.

Der Beirat sah ein Plenum vor, in dem sich die Mitglieder versammelten. Dort sollten Entwürfe diskutiert, Meinungen besprochen und formale Entscheidungen mitbestimmt werden. Beeinflusst durch die Bestimmungen der Corona-Pandemie und den Wunsch, einzelnen Stimmen mehr Zeit zu widmen, entschieden wir uns für eine Aufteilung des Beirats in

einzelne Fokusgruppen. Neben der Diskussion körperlicher, sensorischer oder kognitiver Bedingungen wurden auch Expertisen zu Migration, Alter und psychischer Gesundheit gehört.

Eine weitere Besonderheit bildete die Einbeziehung von zwei Vertreter*innen des Aufsichtspersonals mit langjähriger Erfahrung und direktem Publikumskontakt. Die verschiedenen Persönlichkeiten und ihre unterschiedlichen Erfahrungen mit Kunst, Kultur und gesellschaftlichen Ausschlüssen erlaubte es, verschiedenartige Teilaspekte genauer zu betrachten. Hier drei Beispiele zum Einfluss des Beirats:

– Von der Fokusgruppe blind/sehbeeinträchtigt kam die Empfehlung, die Bilder in Sound zu übersetzen, während wir selbst nur an eine Beschreibung der Kunstwerke durch Sprache gedacht hatten. Die Werke von Joseph Anton Koch, Rachel Ruysch und Wolfgang Matheuer sind nun auch mittels Soundscapes der Künstlerin Anna Schimkat¹⁵ erfahrbar.

– Menschen, die Leichte Sprache verwenden, interessieren sich potenziell – wie der Rest der Gesellschaft eben auch – für komplexe Zusammenhänge, nur eben verständlicher formuliert. Es gab immer wieder Situationen, in denen wir von unseren eigenen ableistischen Stereotypen eingeholt wurden, die es zu verlernen gilt.

– Aufgrund der Rückmeldung »Viel zu lange, komplizierte Sätze. Das lese ich nicht und kein Hörbeeinträchtigter, den ich kenne, würde es lesen« erfolgte eine Revision der Texte für die Tischplatten in einfacher Sprache. Gut fürs Projekt, schlecht für die Timeline.

Die Rolle des Projektteams war stark geprägt von einer vermittelnden Funktion, zwischen dem Beirat, Tactile Studio, den Kurator*innen, der Öffentlichkeitsarbeit, den Mitarbeitern Sicherheit und Technik, Restauratoren, Mitarbeiterin Diversität, dem Tischler und unseren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen aus der Kunstvermittlung. Dabei war auch immer die Herausforderung, allen Bedürfnissen gerecht zu werden – den potenziellen Besucher*innen ebenso wie den Professionen im Museum. Eine Sorge im Projektteam war, dass die Aussagen des Beirats nicht wirkmächtig genug in das Ergebnis der MdbK [hubs]

einfließen würden. Es hätte sich auf die vertrauensvolle Zusammenarbeit negativ ausgewirkt, wenn Empfehlungen nicht 1:1 umgesetzt werden (konnten oder wollten). Wie sehr konnten wir wiederum darauf vertrauen, dass es sich um ein repräsentatives Bedürfnis und nicht um persönliche Vorlieben handelte? Eine Möglichkeit wäre gewesen, mehrere Stimmen zur Seh-, Hör- oder Mobilitätsbeeinträchtigung anzufragen, statt den Beirat inhaltlich breit aufzustellen.

Wichtig war eine verlässliche Kommunikation, sodass für alle Beteiligten transparent war, an welchem Punkt der Zusammenarbeit wir gerade standen. Die Aushandlungsprozesse mit den verschiedenen Gruppen (extern und intern) erforderten ein hohes Maß an Flexibilität und Ausdauer. Zudem brauchte es sehr viel Zeit, mit allen Beteiligten zu finalen Entscheidungen zu kommen.¹⁶

Inwiefern be_hindert das MdbK als Gebäude? Und wie können über Bilder und Sprache normative Körperbilder gebrochen und Realitäten sichtbar gemacht werden?

Die Frage, wie zugänglich die Hubs sind und welche Barrieren sich baulich auftun, stellte sich zwangsläufig. Durch die finanzielle Förderung war es möglich, eine Agentur zu beauftragen, die bei der gemeinsamen Begehung mit einer Expert*innenrunde zum Thema Barrierefreiheit im Gebäude protokollierte.¹⁷

Dieser Maßnahmenkatalog wird nun hinsichtlich der Entwicklung und Implementierung eines neuen inklusiven Leitsystems ausgewertet. Daneben bildet die MdbK-Website einen zentralen Bestandteil zur ersten Information und Orientierung für die Besuchenden. Wir sind bemüht, die Vorgaben hinsichtlich Barrierefreiheit mit Assistenzsoftware beim zukünftigen Relaunch der Website umzusetzen.

Neben diesen Maßnahmen war es uns wichtig, das Thema der Exklusion im Kulturbereich zu diskutieren. An einem gemeinsamen Aktionstag mit der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig (GfZK)¹⁸ haben wir unter dem

Titel *KörperWissen. Selbstbefragung in der kulturellen Bildung* Akteur*innen aus den Feldern Bildung und Kunst eingeladen, die eigene Arbeit selbstkritisch zu reflektieren.¹⁹

Als MdbK haben wir das multi-abled Performance-Kollektiv Polymora Inc.²⁰ eingeladen, sich künstlerisch mit den Barrieren des Museumsgebäudes auseinanderzusetzen. Sie haben verschiedene Performances für räumliche Situationen entwickelt, diese per Video aufgenommen und im Nachhinein die Bilder versucht so zu beschreiben, dass mehr Zugänge entstehen.²¹

Dabei interessierten sie sich für Fragen, ob bzw. wie es gelingen kann, wertfrei zu beschreiben. Ist eine Beschreibung von Personen per se Zuschreibung oder kann sie neue Perspektiven eröffnen und Normen brechen?

In dem Workshop *wert:frei* von Polymora Inc. haben sich Teilnehmer*innen in performativen Übungen in Hinblick auf Beschreibung von Bewegung ausprobiert und so (als Sehende) den direkten Abgleich zwischen Sehen/Bild und Sprache/Text erlebt. Was benenne ich *wie* und was lasse ich weg? Die Komplexität wird schnell erfahrbar, wenn man versucht sich selbst zu beschreiben.

Vielleicht bildet Sprache ein spannendes Korrektiv, indem sie nicht wertfrei ist, sondern etwas benennt und es dadurch herstellt – im Gegensatz zu einem Bild, das Vorstellungen aufruft, die auf Erfahrungswelten treffen. Also potenzielle Stereotype, die nicht besprochen werden, weil sie zunächst stumm sind.

Wie kommen wir vom Projekt zur Haltung?

Mit den MdbK [hubs] und verschiedenen Veranstaltungs- und Vermittlungsformaten²² haben wir begonnen, für mehr Menschen Teilhabe zu ermöglichen. Nicht nur weil es gerecht ist, sondern auch weil es gesetzlich verankert ist. Die Frage ist, was uns²³ daran hindert, die Teilhabe gesellschaftlich viel radikaler umzusetzen und zu leben. Vermutlich, weil noch viel zu wenige Menschen, die be_hindert werden, in entscheidenden Positionen in Kulturinstitutionen vertreten sind. Das bedeutet, es müssten viel mehr Menschen mit Behinderung

an der Gestaltung von Kultur beteiligt sein, um entsprechende Inhalte, Programmierungen und Strukturen vorzunehmen. Solange das nicht der Fall ist, müssen wir Orte und Situationen für Begegnung und Austausch schaffen. Es ist unseres Erachtens nicht weiterhin der richtige Weg, wenn das Thema Inklusion projektbezogen allein bei der Kunstvermittlung liegt und sie in der Funktion des Sprachrohrs der Betroffenen für Inreach-Prozesse verantwortlich ist.

Von diesem *Projekt* ausgehend ist es unser Anliegen, im Museumsteam zu einer gemeinsamen Haltung zu kommen, sodass in jeglicher Museumsarbeit abteilungsübergreifend Fragen der Inklusion eingeschrieben sind. In Zukunft benötigen wir Räume und Formate, die den direkten Austausch mit der diversen Stadtgesellschaft bieten und aus denen weitere Verbindungen und Kooperationen mit dem Haus entstehen können. In denen also Menschen, die bislang nicht im Museum repräsentiert sind, zu Mitprogrammierer*innen werden.

Die Mdbk [hubs] sind daher nicht als Ergebnis zu bewerten, sondern Zwischenstand eines stetigen Bestrebens nach verbesserter Zugänglichkeit. Sie dienen als Gesprächsanlass und Lernort, letztlich auch als Reibungsfläche für weitere nachhaltige Maßnahmen zur Erleichterung des Zugangs und der Teilhabe am MdbK. Inklusion und Teilhabe am Museum sind dann nicht länger Projektarbeit, sondern werden zur selbstverständlichen Haltung der Museen und unserer Gesellschaft.²⁴

*Katrina Blach,
Christopher Utpadel,
Carolin Rothmund
Projektteam MdbK [hubs]*

1
Diese Schreibweise macht deutlich, dass Menschen nicht aufgrund ihrer individuellen Körper behindert sind, sondern durch Barrieren und gesellschaftliche Ausschlüsse behindert werden: <https://diversity-arts-culture.berlin/woerterbuch/behindert-werden>, <https://missy-magazine.de/blog/2019/03/12/hae-was-bedeutet-behindert/> [Abruf: 17.12.21]

2
Der Wunsch der Umsetzung eines inklusiven Angebots stammt von Dr. Alfred Weidinger (Direktor MdbK 2017-2020). Erste konzeptuelle Überlegungen und Kontaktaufnahmen unternahm Saskia Gall, wissenschaftliche Volontärin der Kunstvermittlung (2017-2019). Christopher Utpadel, wissenschaftlicher Volontär der Kunstvermittlung (2019-2021), hat entsprechende Fördermöglichkeiten recherchiert und in Zusammenarbeit mit Carolin Rothmund, Leitung Kunstvermittlung, und Tactile Studio ein Konzept erarbeitet. Katrina Blach war von Juni 2020 bis August 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kunstvermittlung (Elternzeitvertretung) und Projektleiterin der MdbK [hubs].

3
Der Name Hubs, die englische Bezeichnung für Knotenpunkte, steht sinnbildlich für eine Idee: Verschiedene Zugänge im Bereich Tasten, Hören, Sehen bündeln sich an einer Station und bieten im besten Fall Anlass für Begegnungen und Austausch der Besuchenden.

4
Im folgenden Textabschnitt wird die Beteiligung differenziert beschrieben.

5
Verschiedene Kolleg*innen des Teams waren involviert. In Zusammenarbeit mit Jörg Dittmer, Dr. Sylva Dörfer und Ulrike Otto der Abteilung Presse, Marketing & Event haben wir durch die Setzung der Materialien, Schriftarten und Designvorgaben darauf geachtet, dass die Hubs in der Corporate Identity des Museums gestaltet werden.

6
Seit Januar 2021 ist Dr. Stefan Weppelmann Direktor des Mdbk. Derzeit befindet sich das Erdgeschoss in der Neukonzeption, sodass die Orientierungsstation erst implementiert werden kann, wenn die Planungen stehen.

Die Station ist von Tactile Studio fertig entwickelt und könnte jederzeit produziert werden.

7
Die Anzahl von sechs Hubs zu sechs Kunstwerken ist hinsichtlich des Umfangs der Sammlung natürlich schwindend gering. Es galt aber auch, Prototypen zu entwickeln, deren Anwendbarkeit und Nutzung von Besuchenden zunächst evaluiert werden muss.

8
Beispielsweise könnten die Zugänge für Familien mit Kindern, Ältere mit geringerer Sehstärke oder englischsprachige Personen von besonderem Interesse sein.

9
Kurator*innen und Mitarbeiter*innen der Sammlungen: Friederike Berger (kuratorische Volontärin 2019-2021), Dr. Marcus Andrew Hurtig (Kurator Malerei 20. und 21. Jh., Graphik 21 Jh), Dr. Jan Nicolaisen (Leiter Malerei und Skulptur), Dr. Susanne Petri (wissenschaftliche Mitarbeiterin Dokumentation und Graphik 20. Jh), Dr. Jeannette Stoschek (Leiterin Graphische Sammlung).

10
Rüdiger Beck (Leiter Restaurierung)

11
Mit MdbK [in transit], betreut von Sithara Weeratura, nimmt das MdbK seit September 2019 am Programm 360° – Fonds für Kulturen der neuen Stadtgesellschaft der Kulturstiftung des Bundes teil. Das Förderprogramm unterstützt bundesweit Kultureinrichtungen dabei, die Diversität der Einwanderungsgesellschaft in den Bereichen Personal, Programm und Publikum abzubilden.

12
Die Entscheidungsfindung im Team bezüglich der Kunstwerke war nicht nur durch die unterschiedlichen Expertisen von großem Vorteil: Auch als es um Fragen zur Positionierung der zukünftigen Tische im Ausstellungsraum ging, half die gemeinsame Entscheidung mit den Kurator*innen, den Raum vor den ausgewählten Kunstwerken durch die Hubs einzunehmen.

13
Folgende Werke haben wir ausgewählt: *Allegorie der Erlösung*, 1557 von Lucas Cranach der Jüngere, *Stilleben mit Blumen und Früchten*, 1707 von Rachel Ruysch, *Schmadribachfall im Lauterbrunner Tal*, 1811 von Joseph Anton

Koch, *Die neue Salome*, 1893 von Max Klinger, *Bildnis eines Teppichhändlers*, 1946 von Max Beckmann, *Hinter den sieben Bergen*, 1973 von Wolfgang Mattheuer.

14
Die Gründung und Mitsprache eines Beirats war im MdbK grundlegend, da in der Mitarbeiter*innenschaft keine Personen mit den genannten Expertisen vertreten waren. Dieses Wissen und diese Perspektiven mussten wir daher über externe Personen einholen und immer wieder ins Museumsteam zurückspielen

15
<http://annaschimkat.de>

16
Zeit herauszufinden, welche Aspekte wir wie vermitteln möchten, Zeit für stimmige Formulierungen, Zeit für die Übersetzung in Leichte Sprache, Zeit für die Entwicklung von Gebärdensprachvideos, die Erstellung von Texten zur Audiodeskription, die Prüfung durch Testgruppen und die Anpassung der Texte und Tastreliiefs. Zeit auch als städtische Einrichtung, in der komplexe Verwaltungsabläufe eingehalten werden müssen. Vor allem aber kostet es Zeit, sich selbst in die neuen Kooperationen und Themen einzuarbeiten – mit dem Anspruch, keine Fehler zu machen.

17
Die Begehung fand statt mit Hannelore Sittner, Vorsitzende des Behindertenvereins Leipzig e. V., Vertreter*innen der Architektenkammer, Lara Ludin, Beauftragte für Menschen mit Behinderungen der Stadt Leipzig, Dr. Susanne Österreich, Insel & Meile, Agentur für Museumskulturen, und Torsten Cech, Leiter für Sicherheit und Technik am MdbK.

18
<https://gfzk.de>

19
Der Aktionstag fand am 20.11.2020 aufgrund des Lockdowns digital statt. Nach einem gemeinsamen Auftakt wurden parallel zwei Workshops durchgeführt: »Lasst uns reden!« – *Bodypositivity, Körpernormierung und Mode* mit #wirmuesstenmalreden, der Modedesignerin Eva Howitz und Lena Seik, Kunstvermittlerin GfZK, <https://wakelet.com/wake/t6n97V6AjKPIIR67-aFV3> sowie *wert:frei* mit Polymora Inc; wakelet.com/wake/I5B_NuJ7eHsnWN2pe2QDf
Im Rahmen des Aktionstags ist die *Achtsamkeitsübung* von

Polymora Inc. entstanden sowie der Beitrag *Das Museum der blendenden Künste* von Dirk Sorge, Bildender Künstler, die in dieser Broschüre abgedruckt sind.

20
<https://polymora-inc.org/> Zum Kollektiv gehören Aicha Konaté, Alexandra Schwartz, Jutta Tille und Mono Welk.

21
Aufgrund der Pandemie konnten wir zum Aktionstag leider keine Live-Performances durchführen. Aus diesem Grund hat Polymora Inc. zu vier Bereichen (Treppen, Türen, Aufzug, Klinger-Sockel) im leeren Museum performt und filmisch dokumentiert.

22
Labor Zusammenhang mit dem Stadtverband der Hörgeschädigten e.V., mit Katrina Blach und Christopher Utpadel, Werkstattgespräche *blind sehen* mit Sebastian Schulze und Carolin Rothmund, *Ein Duft, eine Farbe, ein Klang*, Führungen für Demenzerkrankte und Angehörige mit Kirsten Huwig und Almut Zimmermann, MdbK [insight]; Teilhabe im Museum: <https://www.youtube.com/watch?v=WJVgOilyxz0> [Abruf: 14.12.21]

23
Mit »uns« sind in diesem Fall ableistische, weiße, heteronormative Institutionen gemeint. Die Themen zu verschiedenen Diskriminierungsebenen werden in Kulturinstitutionen und im Programm zunehmend verhandelt, ohne dass sich die diverse Stadtgesellschaft strukturell wie bspw. ausreichend in der Mitarbeiter*innenschaft widerspiegeln würde. Die politischen Forderungen und Gesetze für ein Recht auf Teilhabe von Menschen mit Behinderungen existieren seit Jahren. Es gibt viele Förderungen speziell in den Bereichen kulturelle Teilhabe und Teilhabe am Arbeitsleben und dennoch ist die Teilhabeorientierung im Kunstbetrieb marginal. Warum? Bei Kunstmuseen spielt sicher der »auratische« Raum und das ästhetische Kunsterleben eine Rolle. Hilfsmittel, die im Raum stehen und tendenziell ästhetisch zweifelhaft sind, werden von vornherein vermieden – so die Vermutung. Vgl. Teilhabeplan der Stadt Leipzig, Bundesteilhabegesetz sowie UN-Behindertenrechtskonvention Artikel 24,27 und 30.

24
Dr. Stefan Weppelmann hat die Einstellung »Inklusion ist kein

Projekt, sondern eine Haltung« mit ins Team gebracht. Derzeit erarbeitet das MdbK ein Leitbild, durch das Inreach-Prozesse zu Fragen der Inklusion und Öffnung des Hauses angestoßen werden.



↑
Künstler*innen von Sagart e.V. analysieren das Gemälde *Die Allegorie der Erlösung* von Lucas Cranach, Foto: Katrina Blach, 2021



↑
Die neue Salome (Replik) von Max Klinger ist Diskussionsgegenstand des Aufsichtspersonals, Foto: Katrina Blach, 2021



←
Beiratsmitglieder und Kunstvermittlerin im Gespräch vor Rachel Ruysch's *Stilleben mit Blumen und Früchten*, Foto: MdbK, 2021



↑
MdbK [hub] zu *Hinter den sieben Bergen* von Wolfgang Matheuer in der Ausstellung *Bilderkosmos Leipzig 1905-2022*, Foto: Katrina Blach, 2022



↑
Tastrelief zum Gemälde *Schmadribachfall im Lauterbrunner Tal* von Joseph Anton Koch, Foto: MdbK, 2021

Wie funktioniert Diversität in der Vermittlung?

Eine Kooperation mit der Hochschule Merseburg

Im Sommersemester 2020/21 fand an der Hochschule Merseburg das Seminar *Diversität in der Vermittlung* statt, unter der Leitung von Prof. Dr. Frederik Poppe. In Zusammenarbeit mit der Kunstvermittlung des MdbK stellten Carolin Rothmund und Katrina Blach den Studierenden der Kultur- und Medienpädagogik ihr Konzept von diversitätsorientierter Vermittlung vor. Anhand der MdbK [hubs] und durch Sensibilisierungsübungen in den Themenfeldern Hören, Verstehen und Sehen erarbeiteten sich die Studierenden einen Zugang zu verschiedenen Beeinträchtigungen und ihrer sozialen wie kulturellen Dimension. Im Anschluss folgte die praktische Umsetzung: Insgesamt sieben Studierende konzipierten Interviews mit Mitgliedern des Inklusionsbeirats und kamen im Juli 2021 mit drei Personen in den drei genannten Themenfeldern ins Gespräch.

»... aber bitte freundlich. Nicht mit so einer grimmigen Miene.«

Interview mit Anja Kuhnert, Sozialarbeiterin beim Stadtverband der Hörgeschädigten Leipzig e. V. und Gebärdensprachdozentin.
Dolmetscherinnen: Bianca Klein und Anika Popp

Frau Kuhnert, Sie sind Mitglied im Inklusionsbeirat.
Könnten Sie sich bitte kurz vorstellen?

Mein Name ist Anja Kuhnert, ich bin gehörlos und arbeite im Stadtverband der Hörgeschädigten in Leipzig. Dort bin ich als Sozialarbeiterin und Gebärdensprachdozentin tätig. [...]

Ich habe als Zahntechnikerin angefangen, aber es gab nicht viele Arbeitsplätze. Die meisten wurden von Hörenden belegt und niemand konnte sich richtig vorstellen, dass eine Gehörlose diesen Job macht. Sie fragten sich, wie das mit der Kommunikation laufen soll. Sie hatten Angst vor der Kontaktaufnahme, waren verängstigt, und so habe ich keine Arbeit gefunden.

Ich wollte aber an der Gesellschaft teilnehmen und kam auf den Verband der Hörgeschädigten. Der erste Vorsitzende damals wollte mich gern einstellen – in der Sozialhilfe, für Vereinsarbeiten, Organisation, Unterstützung.

2001 gab es ein von der EU gefördertes Projekt für Soziale Arbeit an der Leipziger Goldschmidt-Schule. Dort habe ich die Ausbildung gemacht und arbeite seit 2002 als feste Mitarbeiterin beim Stadtverband als Sozialarbeiterin der Beratungsstelle. Außerdem mache ich noch Öffentlichkeits- und Netzwerkarbeit mit anderen Verbänden wie dem Sehbeeinträchtigten- und Blindenverband oder dem Behindertenverband.

Besuchen Sie regelmäßig Museen?

Das ist eine gute Frage. Als Kind ja, da war ich mehr im Museum unterwegs. Im Moment bin ich so gut wie gar nicht in Museen, aber ich würde gern zukünftig mehr in Museen gehen. Es ist bei mir oft so, dass ich nicht richtig den Mut habe. Weil ich nicht weiß: Darf ich hier jetzt rein, einfach so, wie ist das? Das ist für mich ein komisches Gefühl.

Letztens in der Baumwollspinnerei in Plagwitz, da war ich vor Ort. Dort gibt es viele verschiedene kleine Ausstellungen. Das wusste ich gar nicht bis zu diesem Zeitpunkt. Wenn man davorsteht, vor den riesigen Gebäuden, weiß man nicht: Wo ist jetzt der Eingang? Darf ich jetzt hier rein? Geht es hier zu einer Ausstellung oder wo bin ich da? Mir fehlen da auf jeden Fall die visuellen Hinweise. Dazu habe ich noch die

Kommunikationshürde. Wenn ich da einfach reingehe und mich jemand anspricht, wird es schwierig.

Was würden Sie noch ergänzen, auf welche Schwierigkeiten treffen Menschen mit Hörbeeinträchtigungen während eines Museumsbesuch?

Als Gehörlose allein ins Museum zu gehen, passiert eher selten. Man geht schon in die Museen, wenn man weiß, dass da ein*e Gebärdendolmetscher*in vor Ort ist, oder man einen Termin hat. Da muss man sich dann aber vorher schon anmelden. Einfach ein spontaner Besuch ist leider nicht möglich. Andere Gehörlose sagen meistens, ihnen geht es genauso. Jetzt nicht auf das Museum hier bezogen, sondern ganz allgemein.

Wie sollte ein Museum ausgestattet sein, um den Besuch für gehörlose Menschen zu erleichtern?

Wichtig wäre mir, dass man per Video in Gebärdensprache eine Begrüßung bekommt und alles erläutert wird. Beispielsweise wenn ich vor einem Bild stehe: Klar habe ich meine Gedanken dazu. Ich frage mich, was sich der Künstler, die Künstlerin dabei gedacht hat, aber so richtig die Absicht, was dahintersteht, fehlt. Deswegen wäre es schön, wenn da ein kleines Video mit Erklärung gezeigt werden würde. Vielleicht geht man im Video mit einer Lupe näher ran und wechselt die Perspektive.

Worauf können hörende Besucher*innen achten, damit gehörlose Menschen das Museum angenehmer besuchen können?

Zum Beispiel, wenn ich jetzt vor einem Bild stehe, ist es ganz typisch, dass wir Gehörlosen in einem Halbkreis hier drum herum stehen und uns dann gegenseitig sehen, aber auch das Kunstwerk betrachten können. Wir als Gehörlose brauchen den Blickkontakt, um uns austauschen zu können. Wir können nicht hintereinander stehen oder in einem Pulk, das funktioniert nicht. Wir brauchen den Halbkreis vor dem Bild, um uns verstehen zu können. Hörende sollten vielleicht etwas aufmerksamer sein und uns antippen, wenn sie irgendwas wollen. Gehörlose wollen oft auch alles ein bisschen anfassen und mal drauf-tippen. Das ist bei Kunstwerken natürlich nicht erlaubt, da muss man manchmal dran erinnert werden, aber bitte freundlich. Nicht mit so einer grimmigen Miene.

Was erwarten Sie von den Vermittlungsstationen, den Hubs, und was ist generell Ihre Vorstellung von einem inklusionsorientierten Museum?

Meine Vorstellungen und Erwartungen waren so, dass es ohne Termin läuft. Dass man nicht immer eine*n Dolmetscher*in bestellen muss und den ganzen bürokratischen Aufwand hat, um in ein Museum zu kommen. Sondern dass ich selbst spontan irgendwohin kommen kann und etwas besuchen kann.

Auch zum Beispiel die Texte an sich, Erklärungen, Beschreibungen zum Kunstwerk. Ich lese das nicht durch. Das ist meistens zu kompliziert geschrieben, zu kompliziert erklärt.

Man braucht da ein anderes Bild.

Gerade Gebärdensprache ist eine eigene Sprache mit eigener Grammatik, und das ist nicht mit der deutschen Schriftsprache zu vergleichen. Wir bräuchten alles in Gebärdensprache vermittelt, damit wir wirklich die gleiche Information erhalten und das gleiche Verständnis haben. Das liegt daran, dass die Grammatik eine andere ist.

Ein ganz einfaches Beispiel: »Ich laufe im Wald.« Das wäre es in Gebärdensprache erklärt: (zeigt die Gebärde). Dieses Wort »im«, das geht an uns vorüber. Meistens ist es dann das Ziel. »Ich laufe in den Wald.« Ist es jetzt das Ziel? Oder sind wir bereits da?

Was würden Sie sich noch von Seiten des Museums wünschen?

Mein Wunsch wäre, dass Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung selbst ausstellen können. Dann könnte man einmal wahrnehmen, was der Unterschied ist. Die hörende Perspektive auf ein Kunstwerk von einer gehörlosen Person, damit wir das einmal wahrnehmen können. Damit hörende Besucher*innen uns wahrnehmen. Das wäre ein Wunsch. Das wäre ein Ziel, dass wirklich einmal ein*e gehörlose*r Künstler*in ausstellen darf. Also nicht mit einer scharfen Trennung, sondern dass es ein gemeinsames Ausstellungsprogramm gibt, in dem beide aufeinandertreffen können.

Was denken Sie, was bräuchte es, was müsste passieren, damit es normalisiert wird, eine Ausstellung divers zu gestalten?

Kontakt. Es braucht Kontakte. Mit dem Stadtverband, mit dem Landesverband aus Sachsen und dann könnte man dort einen Aufruf starten für gehörlose Künstler*innen und die einfach einladen. Sie könnten ihre Arbeiten abgeben und dann könnten die verschiedenen Museen sagen, was ihnen gefällt und was sie gern ausstellen würden. [...]

Ich weiß, am Anfang ist es immer schwer, die ersten Schritte zu wagen und einen Weg zu schaffen. Das ist oft viel Stress, auch die Kontaktaufnahme und die Absprachen, aber am Ende kommt immer etwas Schönes dabei heraus. Das ist zumindest meine Vorstellung.

Wie waren in Ihrer Jugend die Ausbildungsmöglichkeiten von Menschen mit Hörbeeinträchtigung, zum Beispiel eine Kunsthochschule zu besuchen?

Mit den Ausbildungen ist es sehr schwierig, da gibt es nichts für Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung. In den 1950er-Jahren, da gab es einen Gehörlosen unter den Studierenden: Volkmar Jäger. Er war aber wirklich der einzige, der Kunst studiert hat. [...] Hörgeschädigte wurden damals angesehen wie Abfall. »Du gehst jetzt hier ins Labor oder in den Metallbereich. Da machst du etwas mit den Händen.« Aber eine wirkliche Förderung für Talente? Das gab es nicht.

Und für mich war das damals auch sehr schade, dass man da nicht weiter gefördert wurde.

Möchten Sie abschließend noch etwas sagen, vielleicht einen Wunsch äußern?

Ja, ich wünsche mir für die Zukunft, dass mehr Museen barrierefrei gestaltet werden. Das ist ein großer Wunsch von mir. Wenn eins barrierefrei wird, dann wird vielleicht das nächste barrierefrei – wie ein Projekt, das sich immer weiter überträgt.

Interview geführt von Sophia Neef und Antonia Mock, Studierende der Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg, begleitet von Carolin Rothmund, MdbK



↑ →
Interview mit Anja Kuhnert, Gebärdensprach-
dolmetscherinnen und Studierenden der
Hochschule Merseburg, Fotos: MdbK 2021



»Dass man versteht, um was es geht.«

Interview mit Steven Wallner, EUTB-Berater im Kompetenzzentrum Leben mit Handicap e.V.

Das Interview wurde mit Fernstechnik aufgenommen.

Voice Over: Diversität in der Vermittlung, ein Interview zu Leichter Sprache. Zu sehen ist die Moderatorin Nele. Nele hat schulterlanges Haar, trägt ein gestreiftes Shirt und darüber eine helle Stoffjacke. Sie steht in einem großen offenen Raum mit hellem, glattem Steinboden. Im Hintergrund ist eine große matte Glasfassade zu sehen, die den Raum mit Tageslicht füllt.

Wir sind heute im MdbK. MdbK ist die Abkürzung für Museum der bildenden Künste Leipzig. Hier schauen wir uns die Hubs an und sprechen mit Steven Wallner. Er ist Prüfer für Texte in Leichter Sprache. Das können Faltblätter sein, Internetseiten oder eben die Texte für die Hubs. Hubs ist Englisch und heißt Knotenpunkt. Hier im Museum werden gerade sechs Tische gebaut, an denen Kunstwerke beschrieben werden. So gibt es Tastbilder, eine Audiodeskription oder QR-Codes, mit denen die Gemälde oder Kunstwerke in Gebärdensprache beschrieben werden. Ziel des Museums ist es, Barrieren abzubauen und einen Ort zu schaffen, der für alle zugänglich ist. Damit diese Umsetzung gelingt, gibt es eine konkrete Arbeitsgruppe. Das Fachwort für die Arbeitsgruppe ist in diesem Zusammenhang Inklusionsbeirat. Im Inklusionsbeirat sitzen auch Menschen mit einer Behinderung oder Beeinträchtigung, die dabei helfen, die Tische zu gestalten und die Hubs zu kreieren. Auf zum Gespräch.

Voice Over: Nele betritt durch eine hohe, schwere Holztür einen Ausstellungsraum. Zu sehen sind Nele und der Interviewgast Steven Wallner am Hub zu dem Kunstwerk *Die neue Salome* von Max Klinger. Steven hat kurzes dunkles Haar, eine Brille, einen Ohrring im linken Ohr, ein helles T-Shirt mit dem Logo des Berufsbildungswerks Leipzig, eine kurze, gemusterte Hose und sitzt im Rollstuhl. Nele und Steven betrachten den Hub, der aussieht wie ein Schreibtisch aus Holz mit einer leicht schrägen Tischplatte. Auf dem Tisch ist links eine liegende Plastik – also ein Modell – der Skulptur *Die neue Salome* angebracht. Rechts daneben befinden sich drei Materialmuster zum Tasten sowie Texte darauf. Steven probiert die Kopfhörer auf, die an der linken Seite angebracht sind. Nele und Steven wenden sich vom Kunstwerk ab. Das Interview findet in einem großen hellen Raum direkt vor dem Hub statt. Steven Wallner befindet sich links und Nele sitzt auf einem schwarzen Stuhl rechts im Bild. Hinter Steven hängen zwei Gemälde.

Vielen Dank noch einmal, Steven, dass du dir Zeit genommen hast für unser Interview über die Hubs hier im Museum der bildenden Künste. Meine erste Frage ist: Könntest du dich noch einmal kurz vorstellen, für alle, die dich nicht kennen?

Ich bin Steven Wallner. Ich bin 34 Jahre alt und arbeite in einer Behindertenwerkstatt und teils noch im Außenarbeitsplatz in der EUTB-Beratungsstelle.

Könntest du erklären, was man unter Leichter Sprache versteht?

Also Leichte Sprache heißt, dass es verständlich und mit Bildern ist, damit der Inhalt besser zu verstehen ist. Da sind die schweren Wörter auch erklärt. In der »normalen« Sprachwelt ist das manchmal nicht so, zum Beispiel in der Zeitung oder im Internet.

Seit wann machst du das?

Gute Frage. Eigentlich schon lange. Vielleicht so seit 2015.

Und wie bist du dazu gekommen?

Ich wurde gefragt und da habe ich Ja gesagt. Dann haben wir eine Prüfung gemacht, was man beachten muss.

Was würdest du sagen, warum Leichte Sprache wichtig ist?

Damit nicht nur ich, sondern auch ältere Leute das verstehen. Bei der Leichten Sprache sind die Texte nicht so lang. Jetzt gerade machen wir die Internetseite der Stadt in Leichter Sprache. Einmal haben wir auch schon was mit Gesetzen gemacht.

Und gibt es da etwas, was du gerne noch in Leichte Sprache fassen würdest?

Was mich allgemein bei den Behörden interessiert: Wenn jetzt derjenige kommt und man das nicht sagt – ob man automatisch schon ein Blatt kriegt in normaler Sprache und ein anderes in Leichter Sprache.

Was würdest du sagen, sind dann bei dieser Leichten Sprache die Unterschiede zur einfachen Sprache?

Wichtig sind kurze Sätze und dass daneben auch ein Bild ist, das alles noch einmal genau erklärt, oder man sieht auf dem Bild, um was es geht. Wichtig ist, dass es farbige Bilder sind, keine schwarz-weißen. Und dass die Schriftgröße mindestens 14 Punkt ist. Weil gerade für Sehbehinderte Schriftgrößen wie 12 zu klein sind. Wichtig ist auch, keine zu langen Wörter zu benutzen ... Man kann ein langes Wort machen, aber man muss gucken, dass es nicht zu lang ist, weil man es dann trennen müsste. Man muss auch sehen, dass man nicht zu viele Wörter hat, die lang sind.

Und wie ist es bei Mengenangaben oder bei Jahreszahlen, die sehr weit zurückliegen?

Mit Zahlen ist es besser, finde ich, als wenn man das als Wort schreibt.

Du arbeitest ja in der Beratungsstelle »Leben mit Handicaps« in der VILLA. Gibt es in Leipzig Kultureinrichtungen, wo du sagst, dass sie sehr engagiert und bemüht sind und sich für Barrierefreiheit einsetzen? Oder gibt es Häuser, wo du sagst, dass da irgendwie mehr passieren könnte?

Wo wüsste ich jetzt nicht so genau. Aber was ich mir wünschen würde, ist, dass fast überall die Leichte Sprache verwendet wird. Gerade bei Ämtern.

Wenn man jetzt die Beratungsstelle hat, da arbeitest du ja mit Leichter Sprache ...

Also ich arbeite nicht nur in der Leichten Sprache, ich berate auch Menschen.

Genau. Hast du bei der Übersetzung der Hubs auch mitgearbeitet?

Ja.

Und haben mehrere Menschen an einem Text gearbeitet?

Für das Projekt wurden wir allgemein gefragt, ob wir mit dabei sein wollen. Da waren ich und Stefanie Bergmann dabei. Das weiß ich noch.

Worauf hast du beim Übersetzen besonders geachtet?

Dass man versteht, um was es geht.

Zum Schluss noch eine letzte Frage: Wie müsste für dich das perfekte barrierefreie Museum aussehen? Was gäbe es, was du dir da wünschen würdest?

Dass man als Rollstuhlfahrer gut reinkommt und es auch für Blinde so etwas zum Tasten gibt. Dass man weiß, um was es geht.

*Interview geführt von Joshua Accinelli, Martin Böhm und Nele Günther,
Studierende der Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule
Merseburg, begleitet von Katrina Blach, MdbK*



↑ →
Interview und Videoaufnahmen mit Steven
Wallner vor der Skulptur und dem MdbK
[hub] *Die neue Salome* von Max Klinger,
Video & Fotos: Joshua Accinelli /
Martin Böhm, 2021



»Man sollte die Zielgruppe schon früher miteinbeziehen ...«

Interview mit Sebastian Schulze, freischaffender Redakteur und Autor für Audiodeskription

| Guten Tag, Herr Schulze! Könnten Sie sich kurz vorstellen?

Mein Name ist Sebastian Schulze. Ich bin Mitglied im Inklusionsbeirat mit Fokus auf Blind-Sehbehindert, weil ich selbst blind bin.

| Herr Schulze, wie nehmen Sie Ihre Umgebung wahr?

Durch hören, riechen und tasten. Da ich blind bin, bin ich auf die übrigen Sinne angewiesen. Der Sehsinn ist ja der Hauptsinn, wie wir alle wissen, und der ist halt weg. Wenn ich im Freien bin, orientiere ich mich zum Beispiel auch durch Wind, und in Gebäuden, wie hier im Museum, durch die Akustik.

| Für mich bedeutet Kunst in allererster Linie, Werke optisch wahrzunehmen. Wie nehmen Sie bildende Kunst wahr? Welche Rolle spielen dabei Erinnerungen?

Bildende Kunst nehme ich durch Beschreibung und durch Tasten wahr. Also, ich gehe jetzt nicht ins Museum und taste die Kunstwerke ab, da würde ja ständig die Alarmanlage anspringen, aber zu Hause habe ich kleine Skulpturen und Plastiken. So schöne Sachen, die man anfassen kann, genauso wie ein Sehender sich viele Bilder in die Wohnung hängt, um sie anzusehen.

Da ich späterblindet bin, spielt die Erinnerung auch eine große Rolle. Ich habe zu sehenden Zeiten Kunstgeschichte studiert und dank meines fotografischen Gedächtnisses noch vieles davon im Kopf. Ich erinnere mich gerne daran, denn mit Ende zwanzig bin ich bereits erblindet.

| Wie genau sah Ihre Mitarbeit im Beirat des MdbK aus?

Wir haben uns im Beirat zuerst Gedanken gemacht, wie wir die Kunstwerke blinden und sehbehinderten Menschen taktil näherbringen können. Also wie man Reliefs gestalten kann, die das sichtbare Bild wiedergeben. Wir haben uns auch überlegt, welche Kleinigkeiten bzw. Fragmente des jeweiligen Kunstwerks einzeln hervorgehoben werden müssen, ebenfalls als Reliefs zum Tasten.

Es ging auch darum, wie der entsprechende Tisch aufgebaut sein soll: Wo soll der Langstockhalter angebracht werden? An welcher Stelle soll sich die Hörstation befinden und wo sollen die Kopfhörer hängen? Wie sollen die entsprechenden Hubs zum Kunstwerk und im Ausstellungsraum positioniert werden? Was kann man überhaupt in Brailleschrift vermitteln?

Auch habe ich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums für die Schwerbehinderung Blindheit sensibilisiert. Zum Beispiel mit Tastobjekten, die die Mitarbeiterin Frau Blach mit verbundenen Augen ertasten musste, ohne sie vorher gesehen zu haben. Damit man als sehender Mensch ein Gefühl dafür bekommt, wie sich blinde Menschen verhalten. Worauf kommt es an und wie taktil muss das entsprechende Relief sein, sodass man mit den Fingern gut spürt, was auf dem Gemälde für die Sehenden sichtbar ist?

Inwiefern machen die Hubs Kunst für Menschen mit Sehbeeinträchtigung zugänglicher? Was sind ihre Vor- und Nachteile?

Wir fangen mal mit den Nachteilen an, weil es da nicht so viele gibt: Man muss die Hubs erst einmal finden. Wenn ich mir jetzt vorstelle, ich würde mit einer blinden Person allein ins Museum gehen, müsste ich zuvor wissen: Wo befinden sich die Tische? Deshalb ist es für uns von Vorteil, eine sehende Begleitperson dabei zu haben. Des Weiteren kommt man bei einer Kunstvermittlung für geburtsblinde Menschen an die Grenze, wenn es um die Vermittlung von Farben geht: Menschen, die noch nie sehen konnten, wissen logischerweise nicht, was Rot, Blau, Grün usw. bedeutet. Das ist weder durch Beschreibung noch durch verschiedene Oberflächenstrukturen im Relief zu vermitteln!

Andere Nachteile fallen mir jetzt nicht ein. Ich meine, das ist ja ein ausgeklügeltes System und beruht auf Tastbarkeit und Akustik: Man kann Bildbeschreibungen anhören, man kann die Bilder über das Relief abtasten, man kann in Punktschrift lesen, wie das Bild heißt und wer die/der Künstler*in ist, man hat Fragmente des Bildes noch mal extra taktil produziert. Insgesamt besteht wirklich eine große Möglichkeit, ich würde fast schon sagen eine Garantie dafür, die Bilder kennenzulernen, ohne sie zu sehen.

Darauf kommt es ja an und das bedeutet inklusive Ausstellungs- und Bildungskultur für mich, weil man so zum Beispiel auch geburtsblinden Menschen Kunstwerke näherbringen kann. Und wenn das Relief besonders gut produziert wurde, ist die Orientierung im Kunstwerk mit den Fingern genauso gewährleistet wie mit den Augen. Sehende sehen mit den Augen, Blinde mit den Fingern oder den Ohren.

Wie schätzen Sie die Beteiligungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung ein, wenn es um die Frage der Barrierefreiheit und Inklusionsorientierung in Museen geht?

Sehr groß, wenn man an die Zielgruppe herantritt. Ich kenne viele, die sich da einbringen wollen, die also nicht nur Nutzer*innen sein möchten, sondern eben auch Producer*innen. Man muss die Leute, die ein derartiges Angebot dann nutzen, einfach fragen, ob sie an der Herstellung beteiligt werden wollen. So kann man sie entweder in beratender oder in testender Funktion einbeziehen. Derartiges Beraten und Testen ist definitiv vor der Fertigstellung notwendig, wenn man ein optimales Ergebnis erreichen will. Ich habe schon die Erfahrung gemacht, dass ich erst nach Abschluss eines Projekts gefragt wurde, ob das so in Ordnung ist. Es ist ja schön, dass wir dann gefragt werden, wir blinden und sehbehinderten Menschen, aber wenn der Test nicht so gut ausfällt, dann kriegt man oft zu hören: »Schade, aber jetzt ist es zu spät, wir können's nicht mehr ändern.«

Also man sollte die Zielgruppe schon früher miteinbeziehen, was mit dem Inklusionsbeirat des MdbK passiert ist. Das ist ein gutes Beispiel. So sollte es immer sein. Ich denke, da hat der Inklusionsbeirat eine gute Arbeit geleistet und leistet sie noch immer.

Im Grunde genommen ist es genauso wie beim Erstellen einer Audio-
deskription beim Film. Da bin ich selbst immer der Meinung, dass
blinde Autor*innen bzw. Redakteur*innen an der Produktion der Hör-
filmfassung beteiligt sein müssten. Nur dann kommt ein bestmögliches
Ergebnis zustande.

Wie ja bereits viel besprochen, geht es darum, dass die Institutionen
diverser sein müssten, also dass beispielsweise Menschen mit
Behinderungen im Personal vertreten sind, oder?

Es wäre natürlich der absolute Idealfall, uns Menschen mit einer Beein-
trächtigung als Personal anzustellen. Für uns ist es schwerer, einen
festen Job zu finden, als für Menschen ohne Beeinträchtigung.
Eine Bekannte erzählte mir mal, dass sie bei einer Bewerbung abgelehnt
wurde, weil sie aufgrund ihrer Blindheit nicht leistungsfähig sei. Das
ist totaler Quatsch! Eine aufgrund einer Behinderung eingeschränkte
Leistungsfähigkeit zu vermuten, ist wirklich keine Begründung dafür,
einem Menschen mit Beeinträchtigung nicht die Chance zu geben, sich
im Beruf oder im Arbeitsalltag zu beweisen.

Wo sehen Sie noch Potenzial, Museumsbesuche für Menschen mit
Sehbeeinträchtigung attraktiver zu gestalten?

Mit mehr barrierefreien Ausstellungen, mehr digital orientierten
Ausstellungsprojekten.

Was ich auch sehr interessant finde, ist eine Erlebnisausstellung, in der
man verschiedene Kunstarten in einem Museumsraum kombiniert.
Man hat zum Beispiel einen Saal mit drei Gemälden der Romantik und
bietet dazu eine Veranstaltung mit taktilen Bildern, mit akustischen
Bildbeschreibungen, mit einer inklusiven Führung und mit Musik aus
der entsprechenden Epoche an. Man kann dann auch noch eine Lesung
veranstalten, Gedichte vortragen oder Tanztheater mit Live-Audio-
deskription anbieten. Derartige Projekte finde ich spannend und so macht
man die Ausstellung natürlich attraktiver und interessanter für eine
größere Zielgruppe.

*Interview geführt von Annika Drewes und Anne Kasten, Studierende der
Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg, begleitet von
Carolin Rothmund, MdbK*



Sebastian Schulze ertastet
das Relief zum Gemälde
*Schmadribachfall im Lauter-
brunner Tal*,
Fotos: Anne Kasten, 2021



Sebastian Schulze im Gespräch mit
Studierenden der Hochschule Merseburg,
Foto: MdbK, 2021

Museum der blendenden Künste

Viele Menschen glauben, Blindheit ist nichts anderes als reine Dunkelheit.

Sie denken: »Wenn es dunkel ist, sieht man ja nichts, also sehen blinde Menschen einfach Schwarz.«

Blindgeborene sehen aber nicht schwarz. Sie sehen nichts. Für Sehende ist das schwer zu verstehen, denn sie können sich das bildlich nicht vorstellen. Besonders für bildende Künstler*innen ist Blindheit als Thema eine große Herausforderung, denn das Nichts kann im Bild nicht dargestellt werden. Blindheit entsteht nicht nur durch fehlendes Licht. Auch wenn es zu viel Licht gibt, sieht man nichts. Man wird geblendet.

Der Musiker Johann Sebastian Bach war im Alter von 65 Jahren hochgradig sehbehindert. Er konnte nicht mehr lesen und schreiben – auch keine Noten. Als Komponist war das praktisch das Ende seiner Karriere. Das war im Jahr 1750. Bach hatte einen grauen Star, also eine Trübung der Linse im Auge. Diese Krankheit ist heute durch eine unkomplizierte Operation heilbar. Dabei wird die natürliche

Linse entfernt und durch eine Linse aus Kunststoff ersetzt. Mehr als eine halbe Million solcher Operationen werden in Deutschland jedes Jahr durchgeführt.

Zur Lebzeit von Bach war so ein Eingriff aber nicht in dieser Form möglich. Die Operationen und Behandlungsmethoden waren abenteuerlich und nur wenige Ärzte konnten oder wollten sie durchführen.

Einer dieser Ärzte war Dr. John Taylor. Taylor war bekannt für schwierige Augenoperationen und reiste durch verschiedene Länder in ganz Europa, um teils berühmten Leuten den grauen Star zu stechen. Seine Kutsche war mit vielen Bildern von Augen bemalt. Die Operationen waren inszeniert wie feierliche Rituale oder Performances.

Dr. Taylor kam auch nach Leipzig und operierte Johann Sebastian Bach dort im Jahr 1750. Die erste Operation im März war nicht erfolgreich, aber nach der zweiten im Juli konnte Bach wieder sehen.

John Taylor war zwar Mediziner, er stand aber auch in einer langen Tradition, die aus einem religiösen, christlichen Kontext stammt, nämlich die Heilung der Kranken als Spektakel oder Event. In der Bibel gibt es eine ganze Reihe von Erzählungen über die Heilung von blinden, gelähmten und tauben Menschen. Ein Beispiel ist ein Kapitel in der Apostelgeschichte, in dem Petrus und Johannes zu einem Tempel in Jerusalem kommen. Sie treffen dort einen Gelähmten.

Dieser Kupferstich von Nicolas Dorigny zeigt die Szene vor dem Tempel. Zwischen prunkvoll verzierten Säulenreihen steht ungefähr ein Dutzend Menschen mit antiker Kleidung – einige davon haben Bärte. Im Vordergrund sitzt ein Mann auf dem Boden und schaut zwei Männer an, die direkt vor ihm stehen. Rechts von ihm, durch eine Säule getrennt sind zwei nackte Jungen. Der eine hält das Gewand eines Mannes ausgebreitet mit beiden Händen fest. Der andere hat einen Stock geschultert, an dem zwei Tauben hängen.

In der Bibelgeschichte wird der Gelähmte jeden Tag zum Betteln vor den Tempel getragen. Er bittet auch Petrus und Johannes um Almosen, aber bekommt stattdessen eine Wunderheilung durch Petrus: »Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Sogleich wurden seine Füße und Knöchel fest, er sprang auf, konnte stehen und gehen und ging mit ihnen in den Tempel, lief und sprang umher und lobte Gott.«

Der Mensch mit Gehbehinderung wird hier benutzt, um den anderen Menschen im Tempel ein Wunder zu zeigen. Das Wunder soll sie davon überzeugen, dass Jesus Christus allmächtig ist und daher der Sohn Gottes.

In der Bibel wird das medizinische Modell von Behinderung vertreten. Anstatt die Gesellschaft an die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung anzupassen, werden diese geheilt. So sollen sie normal werden, damit sie nicht mehr stören.

In der Bibel werden aber nicht nur Wunderheilungen für »bedürftige Kranke« und Menschen mit Behinderung durchgeführt. Behinderung wird auch als Strafe eingesetzt, um Ungläubige von der Macht Gottes zu überzeugen.

In einer weiteren Apostelgeschichte bestraft Paulus den jüdischen Zauberer Elymas, weil dieser einen römischen Beamten davon abhalten wollte, an den christlichen Gott zu glauben. Paulus sagte zu Elymas: »Du Sohn des Teufels, voll aller List und aller Bosheit, du Feind aller Gerechtigkeit, hörst du nicht auf, krumm zu machen die geraden Wege des Herrn? Und nun siehe, die Hand des Herrn kommt über dich, und du sollst blind sein und die Sonne eine Zeit lang nicht sehen! Auf der Stelle fiel Dunkelheit und Finsternis auf ihn, und er ging umher und suchte jemanden, der ihn an der Hand führte.«

Der römische Beamte war Zeuge dieser Blendung und glaubte dadurch an die Macht Gottes. Er wurde daraufhin zum gläubigen Christen.

Nicolas Dorigny zeigt auch diese biblische Szene in einem Kupferstich. In einem palastähnlichen Gebäude mit verzierten Pfeilern,

Rundbögen und hohen Decken befindet sich ein gutes Dutzend Personen – wieder in antiken Gewändern. Ein Mann sitzt zentral auf einem Thron, der auf einem steinernen Sockel steht. Er hat einen Kranz aus Blättern auf dem Kopf. Am rechten Bildrand steht ein Mann und zeigt mit dem linken ausgestreckten Arm auf einen anderen Mann in der linken Bildhälfte. Dieser hat die Augen geschlossen und beide Arme nach vorne gestreckt. Die Füße stehen weit auseinander wie bei einer Gehbewegung.

Was der geblendete Elymas sieht, kann das Bild nicht zeigen. Nur sein Körper und seine Gesten können abgebildet werden.

Der Künstler Nicolas Dorigny war eigentlich Jurist. Mit 30 Jahren wurde er allerdings taub und begann daraufhin als Künstler zu arbeiten.

Menschen mit Behinderung wurden und werden in der Kunst häufig als hilflos und bedauernswert dargestellt. Oft wurden sie als Bettler*innen gezeigt, die auf Spenden und andere Unterstützung angewiesen sind. Reguläre Berufe hatten sie selten.

Ein außergewöhnlicher Fall ist der griechische Dichter Homer, der angeblich blind war. Bei ihm wird die Blindheit nicht als Schwäche angesehen, sondern als Quelle seiner Genialität und seiner schöpferischen Kraft. Er gehört zu den Menschen, bei denen die Behinderung zu einer Superkraft stilisiert wird.

Dieser Kupferstich von Jean Baptiste Massard zeigt Homer in einer felsigen Küstenlandschaft. Im Hintergrund ist das aufgewühlte Meer zu sehen und ein Himmel mit dunklen Wolken. Homer ist in einen einfachen ärmellosen Umhang gehüllt, blickt mit geöffnetem Mund zum Himmel und hat die linke offene Hand hoch erhoben. Seine rechte Hand ruht auf der Schulter eines Jungen, der ebenfalls schlichte, kurze Kleidung trägt. Homer hat auf dem Rücken ein u-förmiges Saiteninstrument.

Ob es Homer überhaupt gab, ist bis heute umstritten. Der Legende nach war er der Autor der *Ilias* und der *Odyssee*. Wie er diese Texte aufgeschrieben hat, wenn er tatsächlich blind war, ist ebenfalls nicht überliefert. Die

Blindenschrift wie wir sie heute kennen, wurde erst im Jahr 1825 von Louis Braille erfunden. Sie besteht aus fühlbaren Punkten, die in verschiedenen Kombinationen für die Buchstaben des Alphabets stehen. Drei Jahre später erfand Louis Braille aufbauend auf diesem System auch eine fühlbare Notenschrift. Damit können blinde Menschen Noten lesen und schreiben – ganz ohne Wunderheilung.

Johann Sebastian Bach hat die Erfindung der Notenschrift für Blinde nicht mehr erlebt. Er starb im Jahr 1750 – zehn Tage nach der zweiten Augenoperation durch Dr. John Taylor, vermutlich an einem Schlaganfall. Durch die erste Operation, ihre gesundheitlichen Folgen und falsche medizinische Behandlung war er körperlich bereits sehr geschwächt.

Auf der Kutsche von Dr. John Taylor stand der lateinische Spruch »Qui visum dat, dat vitam.«, also »wer Sehkraft gibt, gibt Leben«.

Der selbsternannte Experte für Augenheilkunde hat allerdings viele Operationen mit fatalen Ergebnissen durchgeführt. Hunderte Menschen sind durch ihn vollständig erblindet und einige sind durch Infektionen und andere Krankheiten infolge der Operation gestorben. Er war ein Scharlatan. Ein Hochstapler. Er benutzte die Kunst der Blendung und die Angst vor der Blindheit für seine Zwecke. Er machte ein Geschäft mit der Hoffnung von hochgradig sehbehinderten Menschen, die nicht die nötigen Hilfsmittel hatten, um ein selbstständiges Leben zu führen.

John Taylor starb im Jahr 1772 im Alter von 69 Jahren – ebenfalls blind.

Auszug aus der Videoarbeit »Museum der blendenden Künste«, 2020, dirksorge.de

*Dirk Sorge, Bildender Künstler
und Kulturvermittler*

↓
Die Blendung des Elymas, Nicolas Dorigny,
nach Raffael, Kupferstich, Maximilian Speck
von Sternburg Stiftung im MdbK



↑
Der blinde Homer mit dem Knaben, Urbain
Massard, nach François Gérard, Kupferstich,
1816, Maximilian Speck von Sternburg
Stiftung im MdbK

Diese Publikation erscheint anlässlich des Projekts
MdbK [hubs] zum Hören, zum Tasten, zum Sehen
Entwicklung & Produktion 2020/21
Präsentation ab 2022

Projektteam MdbK [hubs]
Katrina Blach, Christopher Utpadel, Carolin Rothmund

Texte
Friederike Berger

Publikation

Herausgeber*innen
Stadt Leipzig
Museum der bildenden Künste Leipzig
Dr. Stefan Weppelmann, Carolin Rothmund, Katrina Blach

Redaktion
Katrina Blach, Carolin Rothmund

Autor*innen
Joshua Accinelli, Katrina Blach, Martin Böhm, Annika Drewes, Nele
Günther, Anne Kasten, Anja Kuhnert, Sofia Neef, Antonia Mock,
Carolin Rothmund, Sebastian Schulze, Dirk Sorge, Jutta Tille, Christopher
Utpadel, Steven Wallner, Dr. Stefan Weppelmann

Lektorat
Susanne Ibsch, Leipzig

Alternativtexte
Die Alternativtexte zu den Abbildungen formulierte Sebastian Schulze.
Er wurde von Carolin Rothmund und Katrina Blach beschreibend
unterstützt.

Übersetzung
Dr. Aaron Shoichet

Gestaltung
Antje Mönnig, Sanna Schiffler

Fotos
Katrina Blach, Martin Böhm, Joshua Accinelli, Anne Kasten,
Daniel Remler, Dirk Sorge, MdbK

Papiere
300 g/qm MaxiSilk
130 g/qm Fly schneeweiß

Druck und Bindung
DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

Auflage
500
Gedruckt in Deutschland
Printed in Germany

Urheberrecht
Alle Rechte vorbehalten All rights reserved
©2021 Museum der bildenden Künste Leipzig, Autor*innen,
Fotograf*innen

Team MdbK
Direktor
Dr. Stefan Weppelmann
Dr. Jeannette Stoschek, stellvertretende Direktorin,
Leiterin Sammlungen

Direktionssekretariat
Gabriele Pätow

Projektleitung, Wissenschaftliche Direktionsassistentin
Katrin Klietsch

Leiterin Development
Dr. Sylva Dörfer

Sammlungen
Dr. Jeannette Stoschek, Leiterin Graphische Sammlung
Dr. Jan Nicolaisen, Leiter Malerei und Skulptur
Dr. Marcus Andrew Hurttig, Kurator Malerei 20. und 21. Jh., Graphik 21. Jh.

Presse, Marketing, Event & New Media
Jörg Dittmer, Ulrike Otto, Helena Sophia Mackes, Maria-Luise Kunze

Kunstvermittlung
Carolin Rothmund, Katrina Blach (Juni 2020 – August 2021),
Hermine Brietzel, Kirsten Huwig, Anna Jäger,
Weiqi Wang (seit Juli 2021), Christopher Utpadel (Juni 2019 – Juli 2021),
Elisabeth Würzl (Juli 2019 – August 2021),
Evelyn Elisha (September 2019 – September 2020)

MdbK [in transit]
Sithara Weeratunga

Verwaltung
Anne-Kathrin Herrmann, Janet Schirmer, Dajana Pappert

Digitales MdbK
Sabine Schmidt

Bibliothek
Anka-Roberta Lazarus, Sebastian Stumpe

Ausstellungsmanagement
Ulrike Milde, Linda Wagner

Restaurierung
Rüdiger Beck, Antje Hake, Sarah Storz

Sammlungsmanagement
Marko Kloss, Uwe Wagner

Technik, Ausstellungsaufbau
Torsten Cech, Sven Hottenrott, Karsten Hummel, Dennis Kuhn,
Uwe Unger

Gefördert durch



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushalts.

Staatliche Kunstsammlungen Dresden
Sächsische Landesstelle für Museumswesen

MdbK

Museum der bildenden Künste Leipzig
Katharinenstraße 10
04109 Leipzig



/MdbKLeipzig
<https://mdbk.de/>



←
Begehung mit dem Behindertenverband und weiteren Expert*innen zur Barrierefreiheit im MdbK, Foto: MdbK, 2021

↓
Videostill, *Türenwald*,
Polymora Inc.,
Video: Daniel Remler, 2020



Wir möchten unseren Dank aussprechen!

Die MdbK [hubs] sind ein Gemeinschaftswerk, das es ohne die wertvollen Gedanken und die Mitarbeit vieler Menschen nicht geben würde. Herzlichen Dank für das Engagement aller Beteiligten!

BEIRAT
Stefanie Bergmann und Steven Wallner, Diakonie am Thonberg
Anja Kuhnert, Stadtverband der Hörgeschädigten Leipzig e.V.
Paula Lima, Esperance Mukeshimana-Albrecht, Michael Touma, Sagart e.V.
Maximilian Lipp & Svetlana Schmidt, Aufsichtspersonal
Sebastian Schulze, Redakteur und Autor für Audiodeskription
Piotr Selent, Bildender Künstler, Durchblick e.V.
Dirk Sorge, Bildender Künstler und Kulturvermittler

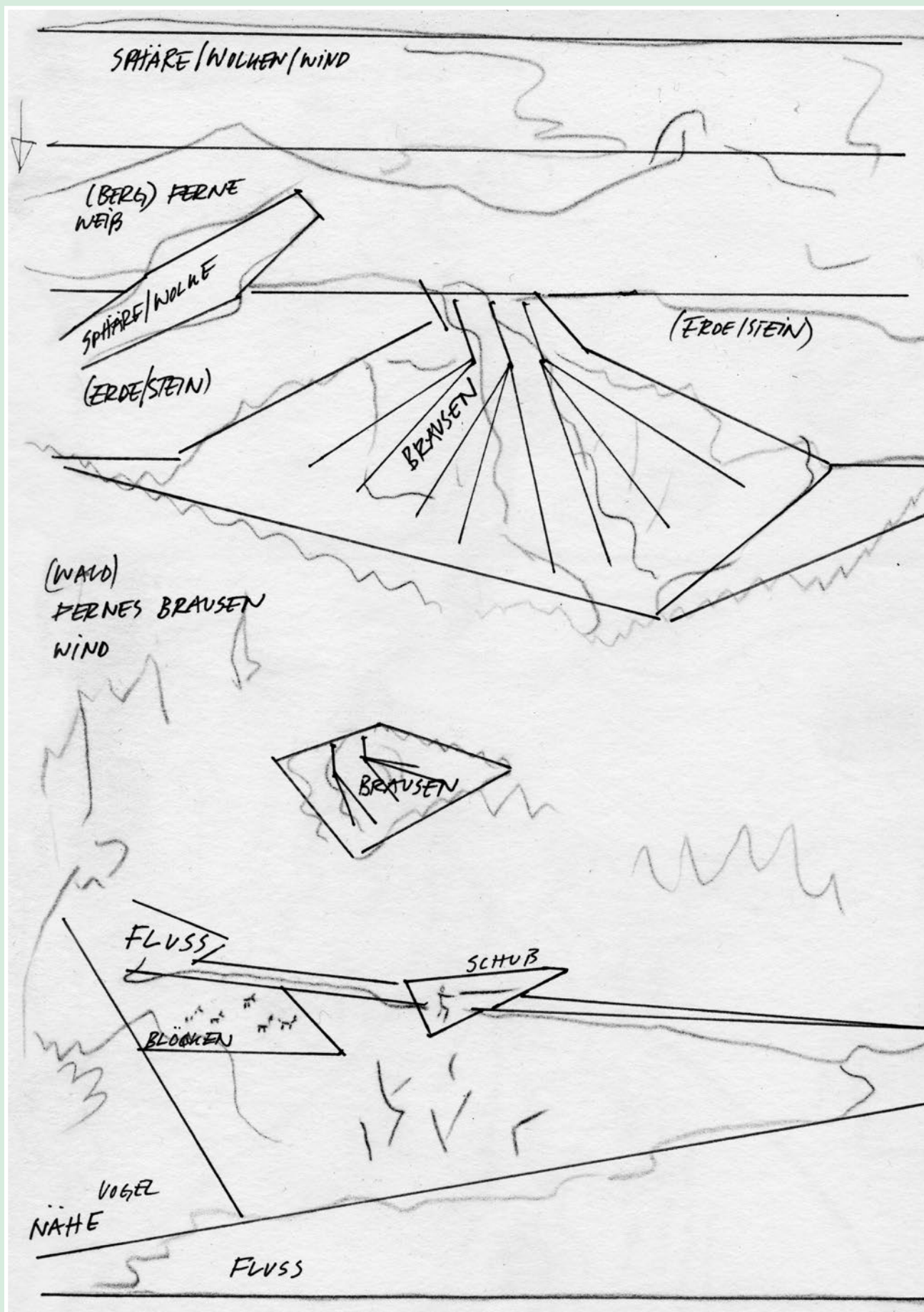
PROJEKTPARTNER*INNEN
Sindy Christoph, Scouts Gebärdensprache für Alle
Anja Dworski, Büro für Leichte Sprache, Lebenshilfe Sachsen e.V.
Jens Gathemann, Holzdesigner
Katrin Günther, Lektorin
Sandra Kirsche, Deutsches Zentrum für barrierefreies Lesen
Anke Nicolai und Roswitha Röding, Autorin für Audiodeskription und Prüferin
Anna Schimkat, Bildende Künstlerin
Aaron Shoichet, Übersetzer (Englisch)
Alexandra Verdeil & Lena Beck, Tactile Studio, Inklusive Designagentur

AKTIONSTAG KÖRPERWISSEN
Eva Howitz, Modedesignerin
Kollektiv #wirmuessenmalreden
Alexandra Schwartz, Jutta Tille, Mono Welk, Polymora Inc.
Lena Seik, Leitung Kunstvermittlung, Galerie für Zeitgenössische Kunst (GfZK)
Dirk Sorge, Bildender Künstler und Kunstvermittler

FÖRDERUNG



Staatliche Kunstsammlungen Dresden
Sächsische Landesstelle für Museumswesen



↑
 Partitur-Skizze für Soundscape zu
 Schmadribachfall im Lauterbrunner Tal
 von Joseph Anton Koch,
 Zeichnung & Scan: Anna Schimkat, 2021

MdbK [hubs] bezeichnet die multisensorischen Vermittlungsstationen zu ausgewählten Kunstwerken im Museum der bildenden Künste Leipzig. Sie richten sich an Menschen mit und ohne Behinderungen. Der Name *Hubs* – die englische Bezeichnung für Knotenpunkte – steht sinnbildhaft für das Konzept: Verschiedene Zugänge in den Bereichen Tasten, Hören, Sehen bündeln sich an den Stationen und ermöglichen den gemeinsamen Austausch über die Werke.

In dieser Broschüre werden die MdbK [hubs] vorgestellt und Beteiligte teilen ihre Expertise: Beiratsmitglieder, die an den Vermittlungsstationen mitgewirkt haben, sowie Künstler*innen, die sich mit Fragen der Repräsentation im Kontext von (Anti-)Ableismus auseinandersetzen.
